Wienerin. Sie wußte sich unauffällig Zugang zu den lebenslustigen vornehmen Warschauer Kreisen zu verschaffen.

Von ihren Auftraggebern war der Wienerin auch der Name der jungen Tänzerin genannt worden. Bevor die Geheimagentin die Majewska zu sehen bekam, stieß sie durch einen Zufall auf einen jungen Lebemann, der sich als der Bruder der Tänzerin entpuppte. Rein instinktmäßig beschloß die Wienerin, die flüchtige Bekanntschaft zu vertiefen. Ihrer berückenden Schönheit fiel es nicht schwer. Majewski verfiel vollständig ihrem Bann. Er wurde absichtlich ein wenig von oben herab behandelt. Deshalb hatte er das natürliche Bestreben, sich in den Augen seiner Angebeteten wichtig zu machen. Er ließ Andeutungen darüber fallen, daß er das Leben Dutzender von Menschen in der Hand habe. Die Wienerin täuschte in geschickter Weise Zweifel an seinen Behauptungen über seinen Einfluß vor, und sie reizte dadurch den Verliebten dazu, noch viel mehr auszuplaudern, bis für sie kein Zweifel mehr daran bestand, daß die Majewska die Spionin war, die den Russen die Namen der polnischen Geheimagenten verriet.

Trotzdem sollte noch nicht zugegriffen werden. Denn die Wienerin hatte aus den Andeutungen Majewskis entnommen, daß seine Schwester noch einen größeren Schlag plane, der vielleicht für das Geschick eines ganzen Landes entscheidend sein würde. Er sagte aber nichts davon, daß die Tänzerin sich seit einiger Zeit beobachtet fühlte und Wert darauf legte, ihr Gastspiel in Polen bald mit einem großen Erfolg zu beschließen.

Die Majewska hatte auf einen polnischen Generalstabsoffizier einen noch nachhaltigeren Eindruck gemacht als die Wienerin auf ihren Bruder. Eines Abends saß sie in vorzüglicher Stimmung mit ihm in einem der besten Warschauer Weinlokale und ließ ihre Reize wirken. Sie gab sich dabei ein wenig spröde und steigerte dadurch nur das Verlangen des Polen. Er war bereit, alles zu tun, was sie verlangte.

Keiner der beiden ahnte, daß sie beobachtet wurden. Der höfliche neue Empfangschef mit dem unbeweglichen Gesicht war ein Geheimagent. Er sah, wie der Offizier ein Papier aus der Tasche zog und unter sein Mundtuch legte. Bald darauf wanderte das Papier in die Handtasche der Tänzerin. Der Geheimagent wußte genug.

Dann erhob sich das Paar. Draußen wartete ein Kraftwagen. Der Offizier begleitete die Majewska bis an den Schlag. Dann verabschiedete ihn die Tänzerin mit Scherzworten und dem Versprechen baldigen Wiedersehens.

Die beiden sahen sich nie wieder. Der Kraftwagen blieb nicht in Warschau, sondern strebte mit aller Schnelligkeit, die der Zustand der polnischen Straßen zuließ, der Danziger Grenze zu. Die Majewska lag in den weichen Polstern. Sie ließ sich von ihrem Bruder, der im Wagen auf sie gewartet hatte, eine Zigarette reichen. Zur Beruhigung, denn die letzten Stunden waren ein wenig aufregend gewesen. Doch jetzt hatte sie ihren größten Schlag ausgeführt. In wenigen Stunden würde sie jenseits der Grenze mit dem kostbaren Siegespreis in Sicherheit sein.

Sie kam nicht über die Grenze. Der Wagen wurde von Zollbeamten angehalten. Ein Mann, der verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Empfangschef aus dem Weinlokal hatte, bat die Majewska und ihren Bruder auszusteigen. Die Handtasche der Tänzerin wurde zuerst untersucht. Man fand darin den Aufmarschplan einer der polnischen Armeen.

Die schöne Majewska und ihr unvorsichtiger Bruder endeten unter dem Feuer des Exekutionskommandos. Der Offizier machte seinem Leben selbst ein Ende. Die schöne Wienerin konnte ihre Aufgabe als beendet betrachten. In einem Nachbarstaat warteten ihrer neue Aufgaben.

Das Tier als Freund

(Gedanken zum Welttierschutztag am 4. Oktober.)

Von Werner Lenz.

Liebe zum Tier ist eine der Eigenschaften, die den Menschen dann am meisten ehrt, wenn der Nutzen, also das Verwertungsmoment, ganz oder zum überwiegenden Teile zurücktritt. Die sachliche Einstellung des Hirten zu seiner Herde, des Reiters zu seinem Roß kann außerdem natürlich noch ganz enge kameradschaftliche Verbundenheit erwecken, doch bleibt die Vorliebe des Menschen, sich ein Luxustier zu halten, charakteristischer für seine Tierliebe als die Notwendigkeit sachgemäßer Tierpfleger durch den Gebrauchstierhalter. Wie weit aber auch in dieser Beziehung — sogar poetisch — sich die Anteilnahme des Herren an seinem Reittier z. B. beziehen kann, ersieht man nicht nur aus Hoffmanns von Fallersleben Klage um sein „apfelgraues Roß“ und der ähnliche Töne anschlagenden Trauer des Grafen Moritz von Strachwitz um seinen vierbeinigen Kameraden, sondern auch aus der sehr vielseitigen Soldaten- und Jägerpoesie vom Volksliede bis zur neuesten Kunstdichtung. In noch höherem Maße jedoch illustriert des Menschen Neigung zur Tierfreundschaft die Tatsache, daß berühmte, sehr beschäftigte Leute sich für ihre Erholungszeit einen Tierkameraden suchten, der, ohne Nutztier zu sein, ihm dadurch seelische Bereicherung schenkte, daß das erwählte Tier als Individuum, als Persönlichkeit Umgang und Anregung vermittelte. Der Dichter und Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann hielt seinen „Kater Murr“ aus Ueberzeugung und — in diesem Falle ganz ohne Zynismus — für wertvoller als viele Menschen. Ist zwar eine diesem Tiere bei seinem Tode gewidmete Traueranzeige tragisch-humoristisch zu nehmen, so spricht aus ihr doch auch ein unverkennbarer Ernst. Katzenfreund war auch in hohem Maße der englische Staatsmann und Schriftsteller Disraeli, der Earl of Beaconsfield. Er konnte unter Umständen den Schreibtisch mit hochwichtigen Staatsakten bedeckt haben, — kam sein jeweiliger Katzenliebling herein und setzte sich nach Katzenart auf ein solches Dokument, so wartete der große Mann das freiwillige Verschwinden des Favoriten ab; höchsten nahm er sich ein „unbesetztes“ Aktenblatt zur Weiterarbeit vor. Victor von Scheffels Vertiefung in das Katzengemüt wird bestens durch die Meditationen seines Katers Hiddigeigei im „Trompeter von Säckingen“ bezeugt, und wer sich einmal mit der Katzenseele beschäftigt hat, wird zugeben, daß sie ein äußerst interessantes Gebiet ist.

Viel weiter verbreitet ist bekanntlich die Liebe des Menschen zum Hunde, der ja unser ältestes Haustier darstellt und schon die primitiven Hütten der Menschheit bevölkerte, als diese noch kein Rind, Schaf, Schwein oder Huhn im Hofe hielt, sondern sich nach Jägerart den Lebensunterhalt verschaffte. Zu den berühmtesten Hundefreunden gehört Bismarck, dessen Kamerad „Tyras“ als Reichshund unsterblich geworden ist. Wallenstein hielt sich als Student einen Pudel, den er zuerst in den neueröffneten Karzer hinein komplimentierte, um entgegen der schimpflichen Androhung seitens eines hohen Senats den eigenen Namen vor der Tatsache zu retten, als „erster Bewohner“ die Patenschaft des studentischen Gefängnisses zu übernehmen. Der menschenscheue Hölderlin hielt enge Freundschaft mit seinem treuen Hunde „Fripon“ und der Neigung Richard Wagners zu seinen Hunden, Papageien und anderen Tieren ist in diesem Jubiläumsjahre mehrfach gedacht worden. Auch Mozarts „Bimperl“ ist in die Literatur eingegangen und dort verewigt. Von Friedrichs des Großen vierbeinigen Freunden ist die „Biche“ und der Schimmel „Condé“ besonders bekannt geblieben weniger vielleicht die Tatsache, daß das treue Pferd heute noch im Zeughause zu Berlin zu sehen ist.

Daß auch die Kleinlebewesen, die Insekten, zum Gegenstande inniger Versenkung eines feinen menschlichen Geistes werden können, bezeugt die Liebe der Imker zu ihren Bienen; als klassischer Bienenfreund ist Wilhelm Busch bekannt, und seine verschiedenen Verse und Zeichnungen auf diesem Gebiete sind treffliche Beweise für die Verknüpftheit menschlichen Gemütes mit der Kleinwelt in der Natur. Nicht im Großen nur offenbart sich ja die Majestät der Schöpfung! Deutschlands tiefster Denker, Immanuel Kant, hatte einmal Gelegenheit, einer Schwalbe, dem Hausfreunde des Deutschen, behilflich zu sein. Er erzählte später Freunden, als er das Tierlein in der Hand gehalten und ihm in die wunderschönen Augen geblickt habe, habe er darin den unendlichen Gotteshimmel mit seiner rätselvollen Schönheit erblickt! Solche Empfindung läßt die Frage berechtigt erscheinen: „Ist es nicht das eigene, edle Herz, das den Menschen anschaut, wenn er sich liebend in den treuen Blick des ihm vertrauenden Tierkameraden versenkt?“

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 81 | **4. Oktober 1933** | **7. Jahrgang**



22. Fortsetzung

Und es geschah nach Ras Taffaris Wunsch.

Man besichtigte noch das primitive Felsennest in der Provinz Dembea, das ebenfalls mit Goldbarren gefüllt war.

Nachdem beide Baue geräumt waren, wurden sie in die Luft gesprengt. Die Aera Abejida hatte ihr Ende gefunden.

Ras Taffari, der Negus, aber blieb noch drei Tage in Aksum und gab seinen Freunden und Helfern glänzende Feste, an denen die ganze Stadt teilnahm.

Und in diesen Tagen kamen sich der Negus und Peter menschlich näher.

Ras Taffari hatte genau erfahren, welche Rase sich der Verschwörung hatten anschließen wollen und seine Absicht war, ein grausames Strafgericht durchzuführen.

Da griff Peter ein und kämpfte für die Rase.

„Kein Blut mehr vergießen, Sire!“ sagte er zu dem Kaiser von Abessinien. „Seien Sie großmütig, Könige und Kaiser müssen großmütig sein und verzeihen, sich nicht nur edel, sondern auch klug zeigen. Alle, die in Verblendung oder in Angst gegen Sie stehen wollten, Sire, sie werden Ihnen dann ergeben sein bis ins letzte.“

Ras Taffari war nicht sofort damit einverstanden, aber allmählich ließ er sich überzeugen und gelobte Peter mit Handschlag, daß er Verzeihung üben wolle.

Sein Minister mußte sofort ein Schreiben an die Rasen aufsetzen, in dem sie der Negus verwarnte und ihnen Verzeihung gab, mit dem Beisatz aber, daß er sie ohne Erbarmen mit dem Tode bestrafen werde, wenn sie künftig noch einmal mit dem Gedanken an eine Rebellion spielen würden.

Er übersetzte Peter selbst den Brief und freute sich, als ihn dieser für gut befand.

Die kleine Inge hatte sich in den wenigen Tagen überraschend erholt. Ihre Augen leuchteten heller und die Farbe kehrte in die Wangen zurück. Sie plauderte und berichtete ihre Erlebnisse, und unaufhörlich verlangte das Kind nach der Mutter. Mit nassen Augen mußte sie Oda vertrösten.

Am nächsten Tage flog der Negus nach herzlichem Abschied zusammen mit seinen Begleitern und dem wackeren Herrn Ymar und dessen Sohne von Aksum ab.

Sie landeten zunächst in Gondar, wo sie mit Jubel empfangen wurden, um Herrn Ymar und seinen Sohn abzusetzen.

Die ganze Stadt war in Aufregung und Moussouk mußte unaufhörlich seine Erlebnisse berichten.

Aba Desmat aber war stolz und glücklich, daß er die Fremden zu Gast gehabt hatte, die so Großes für Abessinien geleistet und den furchtbaren Abejida vernichtet hatten.

Als sich Mühlenschulte von dem guten Alten, von Herrn Ymar und dessen Sohne verabschiedete, da wußte er, daß ihm die drei Freunde waren, die ihn und seine Gefährten nie vergessen würden, und er gab ihnen freudig das Versprechen, daß er mit dem großen Vogel wieder einmal kommen wolle, sobald er in der Nähe sei.

Am nächsten Tage flog man mit dem Negus und seinen Begleitern weiter nach Addis Abeba, das mit Spannung die Ankunft des Herrschers erwartete.

Ein Empfang wurde ihm bereitet wie noch nie.

Das gesamte Volk drängte sich in Begeisterung um den Ras. Es kam den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht in Ruhe.

Ras Taffari gab der ganzen Bevölkerung ein großes Fest.

Die Gesandten der einzelnen Staaten wurden eingeladen zum Fest im Palast des Ras Taffari. Nur . . . der italienische Botschafter nicht.

Das befremdete alle. Der italienische Botschafter wurde bei dem Minister für die inneren Angelegenheiten vorstellig.

Was er da erfuhr, entsetzte ihn.

Denn er hatte tatsächlich keine Ahnung davon gehabt.

„Sagen Sie dem Negus, daß mich alles, was Sie mir berichtet haben, aufs Tiefste empört und daß ich hoffe, daß meine Regierung die Verbrecher, die den Frieden des Landes in Gefahr bringen wollten, aufs Schwerste bestraft. Ich sehe meine Aufgabe hier nur darin, das gute Verhältnis zwischen dem Kaiserreiche und meinem Vaterlande zu stärken.“

Der Minister versprach, es dem Ras zu übermitteln.

Doch die italienische Botschaft blieb nach wie vor ausgeschlossen.

Der Botschafter aber telegraphierte dringend nach Rom und verlangte ein tatkräftiges Zupacken der Regierung.

Die Weltpresse hatte eine neue Sensation.

*

Mühlenschulte war froh, als er den Abschied am nächsten Tage hinter sich hatte. Er war der Held des Tages gewesen, man hatte ihn bewundert, angestarrt, ihm zugejubelt und tausend Liebenswürdigkeiten gesagt, ihm, dem einfachsten Menschen, der nichts mehr haßte als die Verhimmelung. Darum war er froh, als sich sein Flugzeug, umtost vom Jubel der Menschen von Addis Abeba, in die Lüfte hob.

Es trieb ihn förmlich zurück nach Aksum.

Er landete auch glücklich, und am Abend saß er im Palaste des Ras Disjam, der sich wieder erholt hatte, mit den Freunden zusammen, und sie sprachen sich noch einmal aus.

„Herr", sagte Ras Disjam zu Peter. „Traurigkeit erfüllt meine Seele, wenn ich daran denke, daß du und deine Gefährten, die mir Leben und Freiheit wiedergaben, die Teufelswerk zunichte gehen ließen, morgen mit dem großen Vogel nach Osten fliegen werden. Meine Seele ist krank vor Traurigkeit, denn mein Herz geht mit euch und wird immer bei euch sein. Sag mir ein Wort, Herr, daß wir uns dereinst wiedersehen werden."

„Ich glaube es, Ras."

„Mein Herz schmilzt vor Traurigkeit, daß du die Rose aus dem Norden, die du gesucht hast, in meinem Reich nicht fandest. Möge es dir vergönnt sein, dem Kinde die Mutter wiederzugeben!"

„Wir werden sie suchen, Herr."

„Meine Gebete werden Gott bitten, daß dein Suchen nicht vergebens sei. Wirst du mir Nachricht geben, Herr, wenn du sie gefunden hast?"

„Ich werde es dir schreiben, Ras. Auch wenn ich Abai Abeijda finde."

„Willst du nach ihm suchen?"

„Ja, ich muß, denn nur er weiß, wo ich die weiße Rose finden kann. Und ich muß sie finden, das will ich, und ich werde nicht rasten, bis ich es erfüllt habe."

Im Hotel saßen die Freunde dann noch einmal in fröhlicher Tafelrunde beisammen und berieten über die weiteren Maßnahmen.

„Also morgen früh um 10 Uhr werden wir losfliegen!" sagte Mühlenschulte. „Wir fahren bis Chartum. Dort nehmen wir neuen Betriebsstoff ein. Am nächsten Morgen setzen wir die Fahrt fort. Am besten ist es, wir landen wieder in Alexandria und dann . . . ja, jetzt haben Sie das Wort, Mr. Carter. Am liebsten würde ich die Freunde nach Berlin bringen. Aber, Sie haben mich verpflichtet, und wenn es sein muß, dann wird ein Flugzeug des Hansa-Lloyd die Freunde hinüber nach Deutschland bringen, und ich fahre Sie dann über Afrika spazieren."

Mr. Carter schüttelte den Kopf.

„Oh, no! Ich habe genug von Afrika! Es genügt mir jetzt! Wir fahren im Herbst dann zusammen, Mr. Mühlenschulte . . . oh, wie schwer sein Ihr Name . . . ich fahre mit Ihnen nach Berlin. Ich werden bleiben in Berlin eine Weile!"

Oda sah ihn dankbar an und reichte ihm die Hand.

Der Amerikaner warf ihr einen langen, fragenden Blick zu, dann drückte er die schmale Mädchenhand innig, daß Oda zusammenzuckte. Unwillkürlich blickte sie auf Peter.

Aber der begriff natürlich nicht, daß ihr eben der Amerikaner eine Liebeserklärung gemacht hatte.

*

Die ganze Stadt war versammelt, als sich die Freunde zur Abreise anschickten.

Ras Disjam kam, geleitet von seinem treuen Dramokas und seinem Hofstaat, und wechselte noch einmal herzliche Worte. Kostbare Geschenke reichte er ihnen noch und er war glücklich, als ihm Oda ein Medaillon mit ihrem Bilde verehrte.

Er versicherte, daß er es immer auf seinem Herzen tragen werde, im Gedenken an die fernen Freunde.

Endlich waren sie zum Abflug bereit.

Oda war die erste, die mit dem Kinde ins Flugzeug stieg. Dann folgten Mr. Carter und zum Schluß Peter und Mühlenschulte.

Der Motor lief. Der Propeller raste.

Die Polizei Aksums drängte die Menge von dem Flugzeug weg, so daß die Startbahn frei war.

Noch einmal winkten die Scheidenden, das Volk raste und winkte wieder mit Tüchern und Händen.

Dann wurde das Brausen des Motors stärker.

Ein Ruck ging durch den großen Vogel . . . unter dem ohrenbetäubenden Jubel der Bevölkerung rollte er über die freie Bahn, um nach kurzem Anlauf emporzusteigen.

Heim ging es!

Ras Disjam sah ihnen sehnsüchtig nach.

„Herr!" hörte er des treuen Ibas Stimme. „Jetzt hast du nur noch mich als deinen Freund zur Seite."

Der Ras wandte sich ihm zu und nickte, dann legte er den Arm auf dessen Schulter und weinte.

Der Heimat ging es wieder zu.

Ihre Herzen schlugen höher.

Dem Vater konnte konnte man das Kind bringen . . . nicht die geliebte Frau. Aber Oda glaubte felsenfest daran, daß Peter auch sie noch finden würde.

Das Kind hatte anfänglich geweint, als sie in die Lüfte stiegen; aber allmählich beruhigte sich Klein-Inge wieder und wurde fröhlich.

Das Kind fühlte, daß die Route in die Heimat führte und dachte an die geliebte Mutter!

Wie ein Uhrwerk lief der Motor.

Mühlenschulte hatte alles noch einmal gründlich nachgesehen und geprüft. Er war ein Fachmann und pflegte seine Maschine wie sein Kind.

Der Nil lag unter ihnen. Sennars wurde überflogen und gegen die vierte Stunde landeten sie in Chartum.

Dort war ihr Eintreffen eine Sensation, denn die Kunde, daß die mit Unterstützung des Italieners gegen Ras Taffari angestellte Rebellion von den Fremden vereitelt worden ist, war bereits nach Chartum gelangt.

Die englischen Behörden empfingen sie mit größter Liebenswürdigkeit. Man brannte darauf, Näheres von ihnen zu hören.

Man gab den Gästen einen Abend und erwies ihnen alle Ehren.

Peter erzählte ihnen in groben Umrissen, was geschehen war, und an den schadenfrohen Mienen der Engländer erkannte er, daß man den Italienern die Schlappe von Herzen gönnte.

Auch von der Mission, die sie nach Aksum geführt hatte, sprach Peter, und die Hochachtung und das Mitgefühl der Engländer war aufrichtig und erhebend.

Als sie am nächsten Morgen schieden, drückte man ihnen herzlich die Hand und wünschte ihnen gute Fahrt.

Weiter ging es, Alexandria zu.

Unten floß der Nil in majestätischer Breite und Schönheit. Ueber Ruinenstädte, über Pyramiden flog der große Vogel.

Alexandria zu!

4.

Herr van Hevel lag im Sterben. So wenigstens nahm der Arzt an. Tag um Tag hat er sein grausames Geschick getragen. Tag um Tag hatten seine Augen, das einzige, was an ihm noch lebte, sich bewegt, fragend seinen Schwiegersohn Karel Lundby angesehen; aber immer erhielt er die Antwort: „Noch nichts, Vater!"

(Fortsetzung folgt)

Hitler in einem kleinen Dorf

„Wir haben nie einen anspruchsloseren Gast gehabt!"

Reportage von Hans Wörner

Wo die Nordseeküste zur Jade einbuchtet, ist Horumersiel, ein kleines Dorf mit zweihundert Bauern, Handwerkern und Fischern. Man fährt auf Straßen, die erst der Freiwillige Arbeitsdienst streckenweise in Ordnung brachte, von Wilhelmshaven dreißig Kilometer nordwärts. Der Motor summt über prachtvolles Kleinpflaster, dann wieder flattert einem das Steuerrad in den Händen, und der Wagen tanzt zwischen Schlaglöchern einher, als gedenke er, seinen Fahrer durch die Windschutzscheibe auf die Straße zu werfen.

Das Dörfchen selbst ist ganz ostfriesischer Art. Die Menschen betrachten einen Fremden genau, ehe sie ihm antworten, und ihr Verständnis für geschäftige Eile ist gering. Auf den braunen, vom Seewind gefurchten Gesichtern der Männer steht die Zuverlässigkeit ihrer Gesinnung geschrieben, wie eine starke Wahrheit in einem pergamentenen Buch. Was sie an Handwerkzeugen in den Händen haben, während man mit ihnen spricht, das liegt da in den schwieligen Fäusten wie ein Gewehr. Ihre Sprache ist „Ja" und „Nein", sie tragen Vornamen wie Gesse und Eike, Boddo und Uwe. Von der Eisenbahn sind sie weit genug entfernt, um nur Gäste zu haben, die wirklich zu ihnen wollen. Und wenn sie selbst mal in die Stadt fahren, so kommen sie ohne ein Lob auf die großen Häuser und die blanken Straßen wieder zurück.

An ihren Deichen rauscht und nagt das Meer. Zu jedermanns Arbeitsgerät gehören die Schubkarre und der Spaten, die Axt und der Pfahlhammer. Die Besten von ihnen halten Seestiefel und Oelmäntel, Südwester und Korkwesten bereit, um mit langen Schritten zur Rettungsbootsstation zu laufen, wenn die See ein Schiff in Not brachte.

Im Sommer kommen Gäste aus dem Binnenlande. Das sind Stadtmenschen, aber es sind solche, die wissen, was man an Horumersiel hat. Wüßten sie es nicht, so würden sie eine Dampferstunde weit in die See fahren und auf einer der Inseln sein, wo es Tanzwettbewerbe, geklinkerte Strandwege und entzückende Luftbadeanzüge gibt.

*

Man steuert durch ein schmales Tor im Deich und parkt vor der Rettungsbootsstation. Ihr gegenüber liegt ein kleiner Gasthof. „Zur schönen Aussicht", Fritz Tiarks. Das ist der Mann, bei dem Hitler verschiedentlich zu Gast war!

In der kleinen Schankstube steht ein Sofa mit geschweifter Lehne. Auf dem Tisch eine Spendenbüchse. „Gedenkt Eurer Brüder zur See!" Hinter dem Schankraum liegt ein einfaches Zimmer, an dessen breitester Wand ein großes Bild des Führers hängt. Er hat es seinem Gastgeber geschenkt. Bilder des Kanzlers von seinen Aufenthalten in Horumersiel umrahmen das Porträt. Hitler auf einem Fischerboot bei einer Ausfahrt auf die See. Hitler im Bootshaus der Rettungsstation.

„Hier hat er gegessen. Es war einfach, für ihn zu kochen. Weißes Fleisch ist das einzige Fleisch, was er ißt, und auch das nimmt er nur sehr selten. Meistens begnügt er sich mit Mehlsuppen, Gemüsen, Brot, Salaten. Er hat nie besondere Wünsche. Er greift zu und bleibt bei dem, was es gerade gibt. So oft er bei uns zu Gast war, aß er hier. Meist mit seinen Begleitern. Bisweilen, wenn er recht abgespannt von einer Wahlrede kam, aß er allein."

Wir gehen zu dem Zimmerchen hinauf, in dem er schlief. Der Weg dorthin geht über eine schmale und steile Stiege und führt auf einen niedrigen, etwas dämmerigen Flur. Gleich rechts liegt dann das Zimmer Nummer sechs.

Es ist nicht zu einem besonderen Zimmer ausgestattet worden. Man hat ein zweites Bett hineingestellt, Sommergäste bewohnen es. Aber alle anderen Möbel sind noch so, wie Hitler sie hatte — ein kleiner Waschtisch, kein fließendes Wasser, keine Zentralheizung, was Hitler angenehm empfand, eine Liege mit zwei einfachen Kissen, ein Holzbett, das ihm wahrscheinlich etwas zu kurz war.

„Als wir ihm im Herbst einmal ein elektrisches Heizgerät in das Zimmer stellten, weil er durchfroren von einer langen Autofahrt kam, bat er, es zu entfernen! Wir haben nie einen anspruchsloseren Gast gehabt!"

Von dem einzigen, kleinen Fenster des Zimmers sieht man auf den Deich, über den Deich weg auf die See. „Wenn man in das Zimmer trat, stand der Führer meist am Fenster und sah auf das Wasser hinaus."

Der Deich und die Arbeit am Deich, die Organisation des Einsatzes aller für den Fall, daß ihr Trutwerk in Gefahr kommt, vor der anstürmenden See zu brechen, machten ihm Eindruck. Er selbst ging bisweilen eine Stunde auf dem Deich spazieren. Zehn Leute seiner Leibwache folgten ihm dann und bildeten einen kleinen Kreis um ihn, wenn er irgendwo länger verweilte. Und in größerer Entfernung folgten ihm Männer und Frauen des Dorfes, eine kleine Schlange von Menschen, die sich ihm stumm anschlossen und ihn stumm an sich vorüberließen, wenn er umkehrte. Nur bei seiner Ankunft und bei seiner Abreise riefen die Männer, winkten die Frauen. War er aber zu Gast, so ließ man ihm das Restchen Ruhe und Einsamkeit, das er sich hier, in einem Dorfe an der See, bewahren konnte. Die Leute sind stolz auf den Mann, der ihr einfaches Leben teilte und immer wieder zu erkennen gab, wie wohl er sich fühle, hier zwischen harten Menschen einfacher Art, in einem kleinen Zimmerchen, in einem einfachen Bett, das ein wenig zu kurz für ihn war.

Mit wem man auch spricht in Horumersiel, alle hoffen, der Führer werde bald einmal wiederkommen. Man will auch dann keinen Empfang vorbereiten und kein Feuerwerk abbrennen. Er wird kommen und dann ganz einfach da sein, ein Gast, den man liebt, ohne viel Worte darum zu machen.

Spionin gegen Spionin

Glück und Ende einer Tänzerin — Unsichtbarer Kampf auf Tod und Leben — Verliebte Verräter

Von Otto König

Aus vielen kleinen Einzelgeschehnissen der letzten Monate, so aus wohlgesetzten Reden und aus gegenseitigen Besuchen militärischer Art könnte man den Eindruck gewinnen, als bahne sich langsam zwischen den bisher feindlichen Nachbarn Rußland und Polen ein angenehmes Verhältnis an.

Doch die Höflichkeit ist nur Schein, vielleicht dazu bestimmt, Eindruck auf andere Mächte zu machen. In Wirklichkeit führen die beiden Staaten im Dunkeln einen erbitterten Kampf miteinander.

Bezeichnend ist hier der Kampf, den zwei Frauen miteinander führten. Polen hatte den Versuch unternommen, den Westen Sowjetrußlands mit einem Spionagenetz größten Umfangs zu überziehen. Anfängliche Erfolge waren plötzlich durch schwerste Niederlagen abgelöst worden. Ein polnischer Spion nach dem anderen wurde in rascher Reihenfolge entlarvt und von den Bolschewisten ohne viel Federlesen an die Wand gestellt. Die Sowjetbehörden hatten sicher aus einer in Polen selbst zu suchenden Quelle die Namen der in Rußland arbeitenden gegnerischen Spione erfahren.

Der alte Grundsatz „Sucht nach der Frau!" wurde auch hier befolgt. Der Geheimdienst richtete sein Augenmerk besonders auf solche Weiblichkeit, die Zutritt zu Offizierskreisen hatte. Die vornehmen Lokale wurden unauffällig beobachtet. In den Theaterlogen, hinter den Kulissen wachten die Geheimagenten.

Unter den schönen Frauen der Warschauer Gesellschaft, die in dieser Hinsicht besondere Beachtung fanden, war auch die bekannte Tänzerin Tiodoza Majewska. Sie wurde viel in Gesellschaft von polnischen Offizieren gesehen, doch war sonst kein Anhaltspunkt vorhanden, der einen Verdacht gerechtfertigt hätte.

Da die Arbeit des Geheimdienstes zu keinem Erfolg führte, sicherte man sich die Unterstützung einer Frau von ungewöhnlicher Schönheit und weitem Gewissen, einer